

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Wir erwarten das Büssinger Boot.

Erzählung von Alfons Paquet.

„Ich weiß nicht mehr, wie eigentlich jenes kleine Dorf an der englischen Küste heißt, in dem ich damals übernachtete. Ich weiß nicht einmal mehr den Namen des kleinen sauberen Matrosenwirts-hauses, in das mich mein Führer brachte, wofür ich ihm aus Dank-barkeit einen Schilling gab, denn es war mir ein finsterner, unheim-licher Weg gewesen, auf dem er mir, ohne ein Wort zu sagen, vor-gegangen war. Ich war damals fünfzehn Jahre alt.

Ich war um halb zehn Uhr abends vom Holbornviadukt mit dem Kontinentalzuge bis Queenboro gefahren, um am nächsten Morgen meine Mutter zu erwarten, die um halb sechs mit dem Büssinger Boot ankommen wollte. Wir hielten kurz nach elf an der Strandstation. Die Reisenden alle, die der Zug beförderte, wollten mit dem Schiffe fort, das gegen Mitternacht nach Holland abging. Ich war der einzige Passagier des menschengesüllten Zuges, der nicht an Bord trat; ich stand seitwärts, das Schiff brüllte aus seinen beiden Sirenen, ich sah mit einer gewissen Un-ruhe zu, wie die Leute samt ihrem Gepäck in das schwimmende Hotel befördert wurden und wie es endlich abdampfte und sein Licht in die dunkle See hinaustrug.

Es war auf der Brücke dunkel geworden. Ich dachte, ich sei allein geblieben, zog meinen Mantel aus, rollte ihn zusammen und legte mich den langen Weg unter einen Schuppen neben den Kranen, um den Morgen zu erwarten. Ich hätte es sicher durch-geführt, denn es war Sommer. Aber da kamen noch vier Arbeiter aus dem Zollhause, und ehe sie die Laternen auslöschten, bemerkten sie mich. Ich fragte, ob ich hier schlafen dürfe. Der Aufseher konnte es nicht erlauben. Er empfahl mir, nach Queenboro zu gehen oder in das kleine Dorf, dessen Namen ich vergessen habe. Keiner seiner Leute aber wohnte in dem drei Viertelstunden ent-fernten Städtchen Queenboro, alle hatten ihre Hütte in der Nähe der Station; nur einer wohnte in dem Dorf, und der nahm mich mit. Wir kletterten über das Bahngleis, überstiegen zwei Zäune, kamen auf eine weitgeschwungene, schmale Landzunge, an deren beiden Seiten das Wasser war, und hier ging er etwa zehn Mi-nuten, ohne sich nach mir umzusehen, in der Finsternis vor mir her und lieferte mich am Ende in dem kleinen, noch hell erleuchteten Gasthause ab, dessen Besitzer er empfahl, mich beizugehen zu wecken, da ich zum Frühboot wolle. Dann setzte er sich zu ein paar Männern an den Tisch und fing an, seinen Schilling zu ver-trinken. Mich brachte der Hausknecht sofort in ein Zimmer im ersten Stock. Als wir vor der Türe standen, klopfte er erst an, und jemand rief: „Herein“.

Da der Mitte des Zimmers standen zwei hohe weiße Betten aufgedeckt; auf dem einen saß ein älterer, härtiger Mann, der sich beim Kerzenlicht die Beinlider auszog. Ich sagte schüchtern: „Guten Abend.“ Er sah mich etwas verwundert an und erwiderte meinen Gruß.

Der Hausknecht sagte: „Hier ist noch ein Herr, der auch zum Boot will. Gute Nacht!“ und machte die Tür hinter sich zu.

Der Fremde ließ sich im Ausziehen durch mich nicht stören. Ich legte möglichst geräuschlos Hut und Mantel ab, setzte meine Stiefel vor die Tür und kleidete mich in dem großen Sessel, der neben meinem Bette stand, aus. Als ich damit fertig war, holte ich das Neue Testament aus der Tasche und begann ein paar Verse daraus zu lesen, wie es damals vor dem Schlafengehen meine Ge-wohnheit war.

Der fremde Mann hatte sich unterdessen ins Bett gelegt. Er wartete, bis ich das Buch beiseite gesteckt hatte und in mein Bett schlüpfte, dann blies er die Kerze aus. Es war stockfinstern. Ich konnte zuerst nicht einmal das Fenster entdecken, es war dicht ver-hangen.

Mein Lager war weich und behaglich. Ich war müde, konnte aber nicht einschlafen. Vielleicht eine halbe Stunde lag ich still mit offenen Augen, dann fing ich an, mich herumzuwerfen. Von meinem Nachbar hörte ich nur die schweren, unregelmäßigen Atem-züge, die mich vermuten ließen, daß er auch nicht schlief.

Auf einmal fragte er gedämpft und langsam: „Sie können wohl auch nicht schlafen, Herr, nicht wahr?“

Ich erschrak doch und hörte mein Herz laut klopfen. Ich ant-wortete ebenso gedämpft: „Nein, ich bin wach.“

„Sie wollen jemand mit dem Frühboot erwarten?“

„Meine Mutter.“

Er gab keine Antwort.

Nach einer Weile sagte ich: „Sie kommt aus Deutschland; sie weiß hier nicht Bescheid, versteht die Sprache nicht, könnte in das falsche Ende des Zuges einsteigen.“

„Das ist's“, erwiderte er.

„Sie weiß nichts davon, daß ich dort warte“, fuhr ich fort. Ich war froh, ein paar Worte sprechen zu können, und sein Ant-worten machte mich zutraulich. „Ich will sie überraschen.“

„Es wird sie freuen.“

Dann schwiegen wir beide eine Zeitlang. Endlich wälzte er sich im Bett herum und seufzte, „ach ja“, richtete sich halb auf und ließ sich wieder zurückfallen.

„Ich warte auf meinen Bruder“, sagte er langsam. „Ich brauchte ja nicht hierherzufahren, um ihn abzuholen, aber es ist mal so. Ich habe keine Ruhe. Ich war schon heute abend auf der Landungsbrücke, aber mit dem vorigen Boote kam er nicht. Ob er überhaupt mit dem nächsten kommt. Ich sage mir, er muß doch kommen.“

Pause. Wir lagen völlig ruhig.

Run fuhr er fort: „Er hat mir einen Brief geschrieben, näm-lich, er ist sehr krank. Gott, er ist der einzige Mensch, den ich habe. Er wohnt in Rotterdam, ist Kaufmann. Vor vier Wochen, so schreibt er, ist er krank geworden, und seine Frau, eine Französin, hat ihn verlassen. Ich versteh' das nicht, ich versteh' das nicht, er ist so ein einzig guter Mensch. „Ich muß dich noch einmal sprechen, ehe ich sterbe, aber du sollst nicht zu mir herüberkommen, ich komme zu dir. Es wird mir schon besser werden, wenn ich erst unsere Küste wiedersehe“, schreibt er. — Ich bin ein Junggeselle, bin nur einmal zu meinem Vergnügen nach Boulogne gefahren, ich verstehe nichts vom Ausland. Sie sind ja vom Festland; sagen Sie, ist es da wirklich so schlimm?“

„Schlimm? Ich wüßte nicht.“

„Diese verschiedenen Völker und Religionen. Nun denken Sie. Er, ein richtiger Cockney, geht nach Holland und heiratet eine Fran-zösin. Geseh ein Unsinn! Nein, es ist unbegreiflich vor ihm ge-wesen, ich sagte es immer. Ich habe mir schon den Kopf zer-brochen.“

Ich fand es auch unbegreiflich, und schwieg.

Er kratte unter seinem Kopfkissen. In seiner Hand knisterte ein Papier.

„Entschuldigen Sie, ich muß den Brief noch einmal lesen. Oder wollen Sie schlafen?“

„O nein, ich könnte kein Auge zutun.“

„So mache ich Licht.“

Er schlug Licht, richtete sich auf, breitete den Brief vor sich aus und stellte die Kerze auf seine Bettdecke.

„Ich lese es vor; ich kann mir manches absolut nicht erklären.“ Ich nickte; ich war neugierig und hatte nur die Befürchtung, daß ich's wohl auch nicht erklären könne.

Er las mit halber Stimme vor, indem er das Schreiben an die Kerze hielt und sich oft verbesserte:

„Mein lieber Martin. (Das ist nämlich mein Rufname.)

Martin, ich muß Dir einen recht traurigen Brief schreiben, nachdem Du nun so lange Zeit keinen von mir bekommen hast. (Nämlich, ich habe ihm letztes Jahr zwei oder drei Briefe geschrieben, die er alle nicht beantwortet hat. Also.) Denn ich hatte keine Sekunde Ruhe dazu, und an alldem trägt Sylvaine die Schuld (das ist diese Französin), dies bodenlos verlogene, heuchlerische und niederträch-tige Weib, ich kann keine andere Bezeichnung gebrauchen (es muß eine wahre Teufelin sein), die mich bis zu dieser Stunde ewig hinter-gangen hat und mich nun, da ihr meine Krankheit lässig zu werden droht, mir nichts dir nichts verlassen hat. Jetzt kann ich Dir erst schreiben, mein treuer Martin. Und wenn ich unterwegs sterben sollte, ich bleibe keine halbe Stunde mehr in dieser Wohnung. Ich gehe nachher ins Hotel und übermorgen für immer von hier fort. Mein altes Leiden hat sich seit einem Monat sehr verschlimmert, ich fühle mich gealtert und niedergedrückt. Ich muß Dich noch einmal sprechen, ehe ich sterbe, aber ich will nicht, daß Du hierher kommst, ich komme zu Dir. Vielleicht wird mir schon besser, wenn ich erst unsere weiße Küste wiedersehe. Ich fahre über Büssingen, am Mittwoch. Erwarte Deinen Bruder Philipp.“

„Ich begreife es einfach nicht“, schloß er, indem er in die Flamme starrte und sie erdlich ausklies.

„Sagen Sie selbst: ist das nicht, um an seinem Verstand zu zweifeln?“

Er sprang aus dem Bett, suchte das Fenster und machte es weit auf. Der Tag graute schon, ein kalter Wind blies ins Zimmer. Der Mann stand da im Hemd und starrte auf das Meer hinaus.

„Jetzt ist er unterwegs, der arme Kerl. Wieviel Uhr mag's sein? Das Schiff ist noch nirgends zu sehen, und schrecklich kalt muß es auf dem Wasser sein.“

Er schloß das Fenster und legte sich wieder.

„Entschuldigen Sie; ich sah Sie vorhin im Testament lesen. Bei Gott, es scheint mir die einzige Rettung zu sein, wenn man von Kind an fromm und gläubig ist und nicht jedes Gefüß an sich herantreten läßt und nicht überall hin will. Ich meine gerade meinen Bruder. Könnte ich für ihn beten! Ich bin so fürchterlich beunruhigt.“

Ich hörte es teilnahmslos. Die Augen waren mir schwer geworden. Endlich schlief ich ein.

Ein paar Stunden später, als wir geweckt wurden, sprangen wir beide rasch aus den Betten und zogen uns in größter Aufregung an, denn wir sahen durchs Fenster in der Ferne zwei Dampfschiffe, von denen eines sicher das erwartete war.

Wir gingen sehr rasch am Strande entlang dem Bahnhof zu, der die Landungsstelle verdeckte. Der schmale Pfad vom vorigen Abend zeigte sich nun in einer weiten, salzig riechenden Fläche von Muschelsand; wir liefen und purzelten dann eine glatte grüne Anhöhe hinan, auf der Schafe weideten, umgingen die Zäune und konnten an einer freien Stelle wahrnehmen, daß ein Dampfer soeben an der Brücke hielt.

Wir rannten über den Bahndamm und kletterten an der Steinrampe des Bahnhofes in die Höhe, kurz vor der zischenden Maschine. Der Zug füllte sich bereits. Ich kümmerte mich nicht mehr um meinen Begleiter und suchte nur nach meiner Mutter. Endlich entdeckte ich sie wirklich in der Zehnhalle, wie sie sich tapfer mit dem Matrosen zu verständigen suchte, der ihre Tasche trug. Ich weidete mich einen Moment an ihrem Anblick, dann hielt sie mich in den Armen und vergoß Tränen der Freude.

Wir bestiegen gleich darauf den Zug. Jeden Augenblick konnte er abfahren.

Mein Schlafgenosse war der einzige, der nicht einstieg. Man mahnte ihn dazu, aber er ging nur mit tief bekümmertem Miene auf dem Bahnsteig hin und her und sah in jedes Fenster.

Er blieb zurück. Ich winkte ihm noch einmal, als wir aus der Halle fuhren. Er schüttelte traurig den Kopf und wandte sich rasch um, er hielt die Hand vors Gesicht. — Adieu, du guter, armer Kerl.“

Der Breslauer Geheimbundprozeß.

Eine Erinnerung an Gerhart Hauptmann.

Von Max Schütte.

Im Sommer 1887, als ich in meiner Heimat an der Ostsee als Gymnasiallehrer wirkte, erhielt ich eine Vorladung vom dortigen Amtsgericht als Zeuge in der Strafsache gegen den Studenten Lur und Genossen. Ich kannte keinen Studiosus dieses Namens und wußte anfangs nicht, was ich von der Sache halten sollte. Es handelte sich in Wirklichkeit um die geheime sozialdemokratische Versammlung im Kurgarten zu Kleinburg bei Breslau am Himmelfahrtstage 1882, wegen der schon fünf Jahre vorher viele Vernehmungen erfolgt waren — anscheinend ohne positives Ergebnis. Jetzt wurde ich viel darüber verhört und erfuhr bei dieser Gelegenheit, die Sache habe in den fünf Jahren einen sehr starken Umfang angenommen. Tatsächlich wurden sie mitverwertet zu einem der großen Geheimbundprozesse, wie sie seit mehreren Jahren gegen die deutsche Sozialdemokratie angestrengt wurden, nachdem die Behörden erkannt hatten, daß die bloße Anwendung des Sozialistengesetzes der Partei nur wenig Schaden zugefügt hatte. Mit einem solchen Prozeß wurde nun auch Breslau beglückt, und dazu mußte nebst vielen anderen Vorkommnissen auch die Kurgarten-Affäre herhalten. Gegen den Reichstagsabgeordneten Julius Kräcker, Vertreter des Breslauer Wahlkreises, und siebenunddreißig andere Genossen, die man meist als Leiter der geheimen Organisation hinstellte, richtete sich die Anklage, deren Verhandlung am 7. November vor der Strafkammer des Landgerichts I in Breslau beginnen sollte.

Auch ich wurde als Zeuge dorthin berufen und bekam nun meine alte liebe Universitätsstadt wieder zu sehen, die ich im Herbst 1882 verlassen hatte. Pünktlich fand ich mich an dem stattlichen Gerichtsgebäude am Schweidnitzer Stadtgraben ein. In dem großen Saale, der sonst zu Schwurgerichtssitzungen diente, wurde der Geheimbundprozeß gegen Kräcker und Genossen durch den Landgerichtsdirektor Freitag eröffnet, die Öffentlichkeit gleich zu Beginn aus geschlossen. Wir Zeugen wurden hineinberufen und sahen auf den Anklagebänken und denen der Geschworenen Kräcker und sechsunddreißig andere sitzen — und achtunddreißigste war in die Schweiz geflüchtet. So manchen guten Freund sah ich zum ersten Male seit fünf Jahren wieder, ohne mich mit ihnen begrüßen zu dürfen. Freitag stellte unsere Anwesenheit fest und entließ uns bis zum nächsten Morgen. So fanden wir uns an den folgenden Tagen regelmäßig wieder im Gerichtsgebäude ein und nahmen wahr, daß

unsere Zahl noch stetig wuchs. Ich traf dabei manchen altbewährten Vorkämpfer unserer Bewegung wieder, so die Abgeordneten Liebknecht, Singer und Grillenberger, lernte auch manche neue Kraft kennen. Ich vermischte meinen alten Freund Hafenclever, der doch der eigentliche Veranstalter der Kurgarten-Versammlung gewesen war, und sollte bald die Trauerkunde erhalten, daß er in Dessau in Jersinn verfallen und in einer Heilanstalt untergebracht war, um nicht wieder zu genesen. Unter den spät berufenen Zeugen befand sich ein junger Mann von schwächlicher Figur, mit feingeschnitt-nem bartlosen Gesicht, schlichten blonden Haaren und sinnenden blauen Augen, von erstem, zurückhaltendem Wesen. Ich erfuhr, es sei der Schriftsteller Hauptmann aus Berlin, muß aber sagen, daß mir sein Name damals noch unbekannt war.

Am 11. November begannen die Vernehmungen. Auch ich wurde bald hineingerufen und mußte über die Kurgarten-Affäre, die angebliche geheime Organisation, die Verbreitung des Züricher Parteiorgans u. a. aussagen. Dabei wurden zwei Briefe von mir vom Jahre 1882 an einen Breslauer Bekannten produziert, die auf verdächtige Weise in die Hände der Polizei gelangt waren. Während eine Anzahl Zeugen am Schlusse dieser Sitzung entlassen wurden, legte der Staatsanwalt Rentwig gegen unser Entlassung Einspruch ein, und so blieb ich noch mehrere Tage in Breslau und wohnte den nächsten Verhandlungen bei. Dabei konnte ich wahrnehmen, welsch große Rolle in diesem wie in anderen Geheimbundprozessen die Spionage spielte, namentlich wenn Polizei- oder Kriminalbeamte als Zeugen sich auf „vertrauliche Mitteilungen“ beriefen, deren Urheber sie nicht namhaft machen durften.

Den Höhepunkt erreichte unser Prozeß bei der Verhandlung gegen die Studenten Heinrich Lur, Julian Marcuse und Johann Galprowicz. Wie ich jetzt erfuhr, hatten sie sich an einem Verein Boicic und an sozialistischen Lesenden beteiligt und den führenden Plan betrieben, in Amerika eine kommunistische Kolonie nach dem Muster von Cabets Placien zu gründen, auch schon Schritte dazu getan. Ehrliche Schwärmerei hatte sie und eine Anzahl anderer junger Männer begeistert, und sie hatten offenbar geglaubt, der Menschheit neue Bahnen zu weisen, und am wenigsten gehäht, deswegen auf die Anklagebank zu kommen. Besonders lebhaft gestalteten sich die Verhandlungen am 11. November. Da wurde neben vielen anderen bekannten Benennen Liebknecht und Grillenberger vernommen. Das meiste Interesse aber erregten die Aussagen einer Anzahl Akademiker in Sachen der jungen Marier. Unter ihnen befanden sich der Professor Meier, der dem Angeklagten Lur, der bei ihm gearbeitet hatte, das denkbar günstigste Zeugnis ausstellte, und der Mediziner Samuelsohn, der dereinst durch sein tragisches Ende von sich reden machen sollte. In später Stunde wurde auch Hauptmann aufgerufen und verhört. In klarer sachlicher Weise machte er über ihre Tätigkeit im Kreise der Marier seine Angaben, die für die Angeklagten entschieden entlastend klangen. Er, ich und viele andere Zeugen wurden nach Schluß dieser Sitzung entlassen und nahmen im Hause von einander Abschied. Ich reiste nach meiner Heimat zurück und las in den Zeitungen vom Ausgang des Prozesses, der am 17. November abließ. Dieser Ausgang war weit ernster, als ich erwartet hatte. Kräcker und viele andere Genossen erhielten Gefängnisstrafen, Lur die drakonische von einem Jahre. Daß seine und seiner Freunde dem reinen Idealismus entsprungene Bestrebungen so hart verfolgt wurden, erschien mir barbarisch.

So blieb der Breslauer Geheimbundprozeß für mich eine sehr ernste Erinnerung. Und doch gedachte ich seiner oft mit Interesse, war er doch eine nur allzu charakteristische und lehrhafte Zeiterkennung. Besonders gern gedachte ich der Persönlichkeiten, mit denen der Prozeß mich in Berührung gebracht hatte, dazu gehört Gerhart Hauptmann. Als er onfing, sich als Dramatiker einen Namen zu machen und als ich vollends seine „Weber“ zum ersten Male über die Bühne gehen sah und davon bis ins tiefste Mark erschüttert wurde, war es mir doppelt lieb, ihn persönlich kennen gelernt zu haben, noch dazu bei einer so bedeutenden Gelegenheit.

Der größte astronomische Entdecker.

Zu William Herschels 100jährigem Todestage.

Von Felix Linte.

In der Geschichte der Wissenschaften begegnen wir nicht selten der Tatsache, daß Abtrünnige ihres Berufs ihren Namen mit goldenen Lettern in die Geschichte anderer Tätigkeitsgebiete eingruben. So können es die Buchbinder noch heute dem großen Elektriker und noch größeren Menschen Faraday nicht verzeihen, daß er aus ihren Reihen desertiert ist, um die Physik mit den hervorragendsten Talenten zu beschenken. Und jetzt weckt die Erinnerung das Gedanke an einen andern Großen, der von der lärmhaften Kunst der Musik zu der geräuschlosen eines Sternengüters überging.

Es sind am 25. August hundert Jahre verflossen, seitdem Friedrich Wilhelm Herschel das Zeitliche segnete. Wer ist Herschel? — Mit Beschämung muß man sagen, daß Millionen in Deutschland keine Ahnung haben, wer dieser Mann gewesen ist und was er bedeutete. Die Schulbildung ist heute noch immer auf einem Niveau, das es nicht gestattet der ältesten Wissenschaft der Menschheit in der allgemeinen Volksschule, ja nicht einmal durchgehends in den höheren Schulen, einen Platz, geschweige denn den gebührenden Platz einzuräumen. So werden viele nicht verstehen, wenn ich sage, daß wir Herschel unsere Neuorientierung oder überhaupt eigentlich erst

unsere richtige Orientierung über den Himmel verdanken. Es fing an mit der Entdeckung des Uranus, eines neuen Planeten, der die bis dahin bekannte Welt der alten Planeten plötzlich um einen großen vermehrte und die Grenze des Sonnensystems um ein Gewaltiges nach außen hinaus hob. Dazu entdeckte Herschel noch zwei Monde dieses neuen Himmelskörpers, und zwar mit Eigenschaften, die sich ganz neuartig in unsre bis dahin gewohnten Vorstellungen hineinbauten. Bis zur Entdeckung der Uranusmonde kannte man im Sonnensystem nur Planeten, die sich entgegen dem Uhrzeiger um die Sonne bewegen, wenn man auf ihren Nordpol blickt; man kannte nur Monde, die sich ebenso um ihre Planeten bewegen. Die neuen Uranusmonde jedoch ließen allen hergebrachten astronomischen Anstand außer acht und liefen zu alledem noch entgegengekehrt dem Uhrzeiger um ihren Planeten. Das war etwas reichlich viel Neues und bewirkte, daß der junge Astronom mit einem Schlage ein berühmter Mann wurde. Und er hatte es nötig.

Herschel war Musiker gewesen, ein einfacher Musiker, der in Hannover geboren war, mit 14 Jahren in die Regimentskapelle eintrat, hannoversche Garde nach England begleitet hatte, aber wieder vor dort zurückgekehrt war, um an dem Kriege teilzunehmen, bis er nach der Schlacht von Hastenbeck wieder nach England ging, in Hallifax und schließlich in Bath als Organist und Lehrer wirkte. Die Musik führte ihn auf das Studium der Mathematik, diese zur Physik, und schließlich zog es ihn ganz zu der erhabenen Wissenschaft von den Sternen. Als 1786 ein kleines Spiegelfernrohr leihweise in seinen Besitz gelangte, fing er selber an, Spiegel zu schleifen und zu versuchen, sich ein besseres und größeres Instrument zu bauen, mit dem er erfolgreich den Himmel durchmustern konnte. Er machte sich daran, den ganzen Himmel zu durchmustern, und bald fiel ihm die große Entdeckung in den Schoß, die seinen unbekanntesten Namen in die ganze wissenschaftliche Welt trug. Dieser Entdeckung gesehten sich bald weitere zu. Herschel ermittelte die Umdrehungszeit des Saturns und entdeckte an diesem Himmelskörper zwei Monde.

Herschel konnte sich schließlich dank der Unterstützung des Königs und seiner Heirat ganz der Astronomie widmen. Er baute sich ein riesiges Fernrohr, und dieses erlaubte ihm, Dinge am Himmel zu sehen, die vormals nicht geseht worden waren. Er entdeckte Nebel über Nebel, während zahlreiche andre Nebel, die er vorher mit kleineren Instrumenten entdeckt hatte, sich in dem großen Instrument zu Sternhaufen auflösten. Mit der Entdeckung der Nebel war es allein natürlich nicht getan; sie mußten gezeichnet und ihre Lage am Himmel genau bestimmt werden. Viele Riesearbeit hat Herschel zum Teil mit Unterstützung seiner Schwester Karoline geleistet. Karoline Herschel war nicht bloß seine Gehilfin, sondern sie arbeitete durchaus selbständig. Sie hat zahlreiche Nebel, Doppelsterne und acht Kometen entdeckt und noch nach dem Tode Wilhelm Herschels die Arbeiten selbständig fortgeführt. Sie ist die hervorragendste ältere Astronomin. Bei Herschels Tode war die Zahl der vor ihr entdeckten Nebel bereits auf über 2000 angewachsen.

Die Arbeit, die sich Herschel vorgenommen hatte, wurde ganz systematisch verfolgt und erledigt. Er durchmusterte den ganzen Himmel, und zwar mit Rücksicht auf seinen Wunsch, durch seine Arbeiten eine Anschauung vom Bau des Himmels zu gewinnen. So untersuchte er die Milchstraße und fand, daß sie nichts weiter ist als der Schimmer zahlloser Sternchen, von denen jedes größere Fernrohr immer neue entdeckt läßt. Seine Anschauungen über den Bau der Milchstraße beruhen also zum ersten Male auf wirklichen Feststellungen, wobei allerdings die Schlüsse, die sich aus ihnen ziehen lassen, des öfteren ungewiß sind. Sie werden durch die neueren Forschungen, bei denen ganz neue Erkenntnisse verwendet werden können, immer weiter verbessert, aber der Rahmen bleibt noch immer bestehen. Danach gehört das Sonnensystem zum System der Milchstraße, das sich, je länger Herschel forschte, immer mehr ausdehnte. Zu Beginn seiner Forschungen hatte Herschel die Milchstraße als begrenzt angenommen, aber später kam er wieder auf seinen ersten Standpunkt zurück, daß die Ausdehnung des Systems so ungeheuerlich groß sein müsse, daß er keine Grenzen angeben könne. Inzwischen ist die Wissenschaft zu der Ansicht gekommen, daß die Milchstraße eine linsenförmige Anhäufung von Sternen sei, deren Linsendurchmesser etwa 40 bis 50 000 Lichtjahre, deren Dike etwa die Hälfte davon betrage. Man meint ferner, daß es Systeme gibt, die der Milchstraße ähnlich sind und den gleichen Rang mit ihr haben.

Ein ganz neues Feld der Himmelskunde erschloß Herschel in der Beobachtung der Doppel- und mehrfachen Sterne. Die älteren Astronomen, die Cassini und Bradley, kannten nur sehr wenige ganz nahe beieinander stehende Sterne wie Alpha in den Zwillingen, Gamma in der Jungfrau, Zeta im Großen Bären, die ihnen aber deshalb weniger interessant erschienen, weil sie sie nur als zufällig nahe beieinanderstehend anfaßen. In Wirklichkeit aber gibt es zahlreiche mehrfache Sterne, die richtige zueinander gehörende Systeme bilden, sich umeinander bewegen und in sich manchmal sogar noch unterteilt sind.

Das Ergebnis der Lebensarbeit Herschels, der zweifellos der größte astronomische Entdecker war, ist so überragend, daß noch die ganze moderne Astronomie darauf fußt, soweit sie auch in ihren Methoden und Leistungen darüber hinausgeschritten ist. Für die Zeit Herschels aber bedeuten seine Arbeiten eine völlige Umgestaltung der Anschauungen über den Bau des Himmels. Die Erweiterung des geistigen Horizonts der Menschheit, die er geleistet hat, rücken in unmittelbarer an unsern großen Johannes Kepler heran. Deshalb muß die Welt heut seiner gedenken, und namentlich die proletarische, aus deren Schichten er hervorgegangen.

Zielsicherheit und Klarheit.

Von Hans Klabaütermann.

Mit Recht nennen wir unser Jahrhundert ein erleuchtetes. Vielfältig strahlen Ideen, Entdeckungen und Erkenntnisse, und über allem waltet eine das Wesentliche erfassende Kraft, ständig an der Arbeit, die großen Gedanken unter einen Gesichtspunkt zusammenzufassen und dem Wohl der gesamten Menschheit dienstbar zu machen; die Macht des Geistes erlicht Sieg auf Sieg, unsere Kultur erklmmt schwindelnde Höhen. Schauer der Ehrfurcht trieben in unserem Gebein, wenn wir die Ergebnisse dieser wohlthätigen Kraft betrachten.

Wohl ist der Weg der Entwicklung gerade, und das Ziel leuchtet in klarer Schöne, aber die Nörgler lähmen, mit verkleinertem Blick die offenkundigen Erfolge des Zeitalters übersehend, durch zerketzende unfruchtbare Kritik Schaffensfreude und Tatendurst. Dabei braucht man nur Ereignis an Ereignis anzureihen, um die Welt zu entnörgeln und den Sinn des Geschehens zu begreifen. Das hervorstechende Merkmal unseres gewaltigen, allumfassenden regulierenden Zeitgeistes ist Folgerichtigkeit und Zielsicherheit.

In Europa unterscheidet man gemeinhin zwei Lebensformen, eine unnormale, den Frieden, und eine normale, den Krieg. Zuweilen nimmt der Friedenszustand bedrohliche Formen an. Dann entbricht der Krieg. Er entbricht ganz von selbst. Wie der Regen oder die neue Damenmode. Daher lehnen denn auch alle die Verantwortlichkeit für diesen Wechsel der Lebensform glattweg ab. Im Krieg werden einige Millionen Menschen getötet, deren Leben und Gesundheit man, als sie noch Säuglinge waren, mit allerhand raffinierten Mitteln geschiht hat. Denn der Krieg ist die große Zeit der Menschen, für die sie in großen Mengen aufgespeichert werden müsse. Manche glauben, daß sich internationale Schwierigkeiten auch ohne Kriege genügend vergrößern lassen. Inbessen ist dies eine alberne Anschauung von Träumern und Phantasten, wie die Geschichte immer wieder zeigt. Seit jeher hat es große Staatsmänner gegeben, aber noch nie einen so großen, daß er es fertig gebracht hätte, ohne Krieg erhebliche Konflikte hervorzuzaubern oder Verwicklungen grandios zu verballen.

Wirklich imposant sind die Wirtschaftsnöte der Welt erst infolge des Weltkriegs geworden. Die bewundernswürdigsten Anstrengungen, seine Geisteskräfte zum Allgemeinwohl anzuschirren, macht Frankreich, das unter den Wirkungen seines Sieges zu leiden hat. Großzügig hat es an der Vernichtung des deutschen Militarismus gearbeitet; in bemerkenswert kurzer Zeit ist es ihm auch gelungen, einen vollgütigen Ersatz im eigenen Land zu schaffen. Weit über die Grenzen Frankreichs hinaus tönt der Ruhm von schimmernder Wehrmacht und pflanzt selbst in harte Schädelschläge Ideale. Könnte es etwas Schöneres geben, als das Hantieren mit Säbel und Schiefgewehr? Die Polen, die es nicht verwinden können, daß der fröhliche Kriegszustand mit Rußland keine Helvetaten mehr ans Tageslicht kommen läßt, fahren daher Krieg gewissermaßen als Gesellschaftsspiel. Sie lassen Kampfflieger zum Privatvergnügen mit tobbringenden Bomben herumfucheln, damit Rittertum und Adel der Besinnung nicht aussterben. In Danzig slog denn auch neulich so eine Bombe in eine Menschenkammer und tötete etliche Zuschauer dieses kulturfördernden Sports. Allein, der Besitz eines großen Heeres genügt nicht, am Aufstieg der Menschheit zu arbeiten, man muß es auch zu nutzen wissen. Es ist ein gewaltiger Gedanke, französische Soldaten jahrelang im Rheinland spazierengehen zu lassen oder Hunderte von Deutschen von ihrer Wohnstätte im Elsaß zu vertreiben. Sonderbarerweise ändert das an Frankreichs wirtschaftlichen Zuständen nur wenig. Um eine Klärung dieser Fragen herbeizuführen, finden alle paar Monate interessante Konferenzen statt. Mit peinlicher Genauigkeit wird vorher ein Programm der Punkte aufgestellt, die nicht besprochen werden sollen. Sobald die Rede dann auf das eigentliche Thema kommt, wird die Konferenz abgebrochen, nicht ohne daß Einigkeit darüber herrscht, alsbald eine neue einzuberufen. Gegenüber den Besprechungen in Genua und im Haag führte die letzte, die Londoner, zu einem greifbaren Ergebnis. Die Entente bekam einen hörbaren Knacks, was als ein bemerkenswerter Erfolg der Staatskunst besonders im Hinblick darauf bezeichnet werden kann, als es sich um durchaus friedliche Auseinandersetzungen gehandelt hat. Die Nationen, die das Vergnügen haben, unseren Planeten zu bevölkern, sind dadurch in eine etwas verzwickte Lage gekommen, am meisten Deutschland, dessen Schulden so riesig sind, daß es für würdig befunden wird, durch Goldzahlungen die Finanzmisere der Welt zu beheben.

So klar und folgerichtig ist das Geschehen in der Welt.

Ein Wanderer, wenn er geht, gesellt mit einem andern, wird gut tun, Schritt mit ihm zu halten unterm Wandern. Vorwärts vergnüglicher geht es im gleichen Takt, als wenn entgegen stets ein Schritt dem andern haßt. Rader

Eine Quittung über Stockhiebe. Eine merkwürdige Quittung wird in „Niederhachsen“ aus dem Tagebuch des heftigen Majors Keppel vom Regiment von Wansbach mitgeteilt, der über einen ebenso ungewöhnlichen wie „wirkungsvollen“ Vorgang unter dem 20. Juni 1758 berichtet. Der Major gehörte zu den heftigen Truppen, die im Solde Englands während des Siebenjährigen Krieges unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig auf Seiten Friedrichs des Großen kämpften. Ferdinand hatte die an Zahl weit überlegenen Franzosen über die Weser durch Westfalen bis über den Rhein zurückgetrieben und am 23. Juni 1758 bei Krefeld geschlagen. Die katholische Bevölkerung des Rheinlandes sah die Truppen, die in protestantischem Solde standen, nicht überall gern, und in Büren scheint der Pfarrer der allgemeinen Gesinnung auf der Kanzel einen allzu deutlichen Ausdruck verliehen zu haben. Darauf bezieht sich die Tagebucheintragung, die lautet: „Nachmittags bekam ich nachstehende Quittung zu sehen, die ein Kanonikus oder Pfaff wegen ausgestoßener Schimpfreden auf der Kanzel gegen das hannoversche Jägercorps, wofür er 50 Stockhiebe bekommen, hatte ausstellen müssen: „Ich Endesunterschiebener bekenne hiermit und in kraft dieses, wie ich von einem dazu kommandierten Unteroffizier vom hannoverschen Jägercorps zu Fuß, und zwar vom Detachement des Herrn Kapitän von Bülow für meine leithin närrische und törichte, wider das löbliche Jägercorps ausgestoßene Rede, die ich jeho von Herzen bereue und sowohl dem Herrn Kapitän als allen von seinem Detachement hierdurch in untertänigster Demut abbitte, zu meiner wahren Besserung und zu Gemüthführung meines begangenen Unrechts 50 Prügel, sage fünfzig Prügel auf das Hinterteil meines Leibes, über ein Bund Stroh gedehnet und durch 2 Mann gehalten, wohl und richtig gezählet und mit 2 etwa einen Daumen dicken Stöcken so ehrlich als möglich geschlagen, richtig und zu allem Dant erhalten, welche ich durch eigenhändige Unterschrift und Kraft dieses in optima forma quittiere; Büren, den 12. Juni 1758. N. N.“

Gesundheitspflege

Gehirnerweichung und Wechselfieber. Die Gehirnerweichung ist das Endstadium der Syphilis und stellt eines der traurigsten Krankheitsbilder dar. Es ist daher wohl zu verstehen, daß immer wieder nach Mitteln gesucht wird, um diese Krankheit von den Menschen fernzuhalten. Großes Aufsehen haben die in der Hamburger staatlichen Irrenanstalt angestellten Versuche erregt. Dort wurden solche paralytische Kranke künstlich mit Wechselfieber angesteckt. Der Malariekörmel, ebenfalls ein mikroskopisch kleines Lebewesen wie die Syphilisspiriochaete, scheint diese letztere als Feind zu betrachten. Das Ergebnis dieses Kampfes war in verschiedenen Fällen eine weitgehende Besserung bei den Paralytikern, so daß sie ihren alten Beruf wieder aufnehmen konnten. Die Malaria selbst konnte durch Chinindarreichung wieder zur Ausheilung gebracht werden. Es wird niemand behaupten wollen, daß die so behandelten Kranken nun völlig geheilt seien, immerhin ist ein Weg gezeigt, auf dem noch weitere Erfolge zu erhoffen sind. Einfacher aber als diese Malariebehandlung des Wechselfiebers ist die Behandlung der Syphilis selbst in der ersten Zeit der Krankheit; und wenn jeder Kranke wirklich rechtzeitig den Arzt aufsucht und sich nicht zu bald der Behandlung entzieht, steht zu hoffen, daß die Gehirnerweichung eine immer seltener Krankheit werden wird. Leider sind wir davon noch weit entfernt; es ist erschreckend, wie gleichgültig trotz aller Warnung und Aufklärung gar viele Geschlechtskranke sind und wir müssen in den kommenden Jahren fast sicher mit einem mächtigen Anstieg der Paralyse rechnen! Ob diese armen Geschöpfe dann im Dauerbade ihr Leben beschließen, weil sie in ihrer Krankheit dauernd sich und ihre Umgebung mit Kot beschmieren, oder ob sie auch in jenem Krankheitsstadium noch einem menschenwürdigen Dasein wiedergegeben werden können, das ist eine Frage wissenschaftlicher Forschung. Möchten die oben gemeldeten viel versprechenden Versuche sich immer mehr zu einer selten, stehhaften Krankheitsbehandlung ausgestalten!

Völkerkunde

Das chinesische Schachspiel. Die Chinesen und Japaner spielen ein Schachspiel, das sich von unserem in manchen Dingen unterscheidet, wenn auch der Grundgedanke derselbe ist. Das Schachbrett hat 81 Felder, neunmal neun. Der König steht im mittelfsten Felde einer Handreihe, ähnlich wie bei uns. Aber eine Königin gibt es nicht. Dafür sind zwei Figuren, die in der Reihe vor den Offizieren aufgestellt sind. Die Bauern stehen erst in der dritten Reihe. Schachfiguren in unseren Formen hat man nicht, es sind gleiche Holzstücke, wie unsere Damensteine, und oben ist das Ideogramm aufgemalt, das ihren Rang bezeichnet. Der Gang der Figuren ist, wie in unserem Schachspiel, verschieden, Turm, Läufer usw. Aber es sind eben mehr Figuren als bei uns. Rechts und links vom König stehen vier Figuren, die wir in unserem Spiel nicht haben. Sie heißen bei den Chinesen Su, bei den Japanern Kin und Gin, d. h. Gold und Silber. Diese gehen, wie der König selbst, nur einen Schritt vorwärts oder in der Diagonale, aber wenn sie zurückgezogen werden, so kann der eine nur gerade gehen, der andere quer. Jede Figur schlägt so, wie sie geht, auch die Bauern, und die Geschlagenen werden als Gefangene zur Verstärkung der eigenen Macht benutzt! Eine Figur, die

bis zur ersten Reihe der Gegenseite durchdringt, bekommt einen höheren Wert, das ist verhältnismäßig leichter als in unserem Spiel. Das Ziel ist auch hier das Mattsetzen des Königs, aber es gilt nicht für anständig und ist in manchen Gegenden geradezu unstatthaft, das Mattsetzen durch Bauern zu bewirken. Werkwürdigerweise ist das Schachspiel in Ostasien ein Spiel der Kulis, während die höheren Klassen es wenig pflegen.

Erdkunde

Im Arsenik-Bergwerk. Die kleine Stadt Brinton am Fuße des Blue Ridge-Gebirges in Virginia ist der einzige Ort in der Welt, in dem es ein Arsenik-Bergwerk gibt. Überall sonst wird das Arsenik als ein Nebenprodukt bei der Reinigung von Silber, Antimon und anderen Erzen gewonnen. Durch Zufall sind die Arseniklager hier entdeckt worden. Ein Landmann richtete sich auf einem bisher unbenutzten Boden Weideland ein und bemerkte, daß seine Kühe krank wurden und eine sogar starb. Er ließ daraufhin das Wasser von einer Quelle, die aus dem Boden entspringt, untersuchen, und man fand in dem Wasser einen starken Arsenikgehalt. Diese Feststellung führte dann zur Entdeckung der Arseniklager und zur Anlage eines Arsenikbergwerks. Reines Arsenik ist ein stahlgrauer metallischer Stoff, doch wird es so nicht verwendet, sondern kommt als weißes Pulver nach einem Reinigungsprozeß in den Handel, und in solcher Form ist es zu den berüchtigten Giftmorden verwendet worden, die bereits in der Renaissance ausgeführt wurden und auch in neuester Zeit verschiedentlich ans Licht kamen. In Brinton wird das Erz in kleinen Adern gefunden, die durch eine graue Quarzformation hindurchgehen. Nachdem das Erz aus dem Bergwerk gewonnen ist, wird es zunächst zermahlen und gelangt dann in eine eiserne Röhre, wo es geröstet wird. Es entsteht auf diese Weise ein schmutziges graues Pulver, das voll von Unreinlichkeiten ist und nun einen Reinigungsprozeß durchmacht. Das weiße Pulver wird daraufhin verpackt und ist nun zur Verfertigung fertig. Das Arsenik ruft bei den Arbeitern, die in dem Bergwerk tätig sind, keine irgendwie schädlichen Wirkungen hervor. Im Gegenteil ist es eine allgemeine Erfahrung, daß sich die Bergwerksteute von Brinton besonders wohl fühlen und vorzüglich ausseheln. Wird doch auch sonst von einigen Völkern berichtet, daß sie die Sitte des Arsenikessens aufgenommen haben, und kleine Mengen dieses Giftes, die genossen werden, sollen den Appetit anregen, einen besonders reinen Teint hervorrufen, das Gewicht vermehren und die Körperstärke erhöhen. Jedenfalls muß das Arsenik, daß sowohl in seinem metallischen Zustande wie in der Pulverform giftig ist, schon in größeren Mengen dem Organismus zugeführt werden, wenn es gefährlich oder gar tödlich wirken soll.

Naturwissenschaft

Vorweltliche Riesenschnecken. In den kalkhaltigen Sandsteinen von Hastings in der englischen Landschaft Suffex hat der Geologe B. B. Woodward Abdrücke von riesigen Gastropoden aufgefunden, die in lebendem Zustande eine Größe oder Höhe von mehr als zwei Metern hatten. Die Schalen dieser Urweltsschnecken (diese Sandsteine gehören der Wealden-Formation an) sind freilich durch Auflösung verlorengegangen, aber die Spiralallogen des Schneckenkörpers sind noch ganz deutlich sichtbar. Man kann dreiundzwanzig Windungen unterscheiden, die ganze Form ist zylindrisch. Die Schnecke hat den Namen *Dinocochea ingens* erhalten, was „ungeheuerliche Riesenschnecke“ bedeutet. In der Steinkohlenformation kennt man Reliquien von einer anderen Riesenschnecke, die den Namen *Actinoceras gigantum* führt. Seitdem man diese Fossilien kennengelernt hat, neigt man der Ansicht zu, daß vielleicht auch einige Gebilde und alte Formationen, die man bisher als ausgefüllte Bohrgänge großer Würmer ansprach, weiter nichts sein dürften als ebenfolche Riesenschnecken, deren Schalen dem Zahn der Zeit nicht getrotzt haben, deren Weichteile aber infolge andersartiger Inkrustierung sich von der Umgebung deutlich abheben.

Seebälle. In den Seen fast aller Länder der Erde, frei an der Oberfläche schwebend oder hin- und herrollend am flachen Grund der Ufernähe, aber auch in den Küstengebieten der Ostsee, Nordsee, des Adriagebietes und anderer Meere, werden regelmäßig gewisse merkwürdige kugelförmige Gebilde von halbweicher Konsistenz gefunden, die man als Seebälle bezeichnet hat. Sie schwanken zwischen Erbsen- und Kinderkopfsgröße, werden von den Fischern des Lago Maggiore *Motolini* genannt, heißen im Volksmund des deutschen Nordens *Seeknollen*, *Wasserkugeln*, *Meerpillen* oder auch anders und werden in alten Arzneibüchern als Heilmittel gegen Kröpfe empfohlen. Ein Teil dieser Kuriositäten hat nichts mit lebenden Gebilden zu schaffen. Es sind Kunstprodukte aus abgestorbenen Wasserpflanzen oder hereingewehten Pflanzenteilen (z. B. die Bärchennadelkugeln des Süßes Sees), die vom Zufall zusammengetrieben und vom Wellenschlag sehr vollkommen zu Kugeln geformt sind. Ein anderer Teil aber, die sogenannten echten Seebälle, sind Erzeugnisse des Lebens und erweisen sich bei ihrer Zerfaserung in der Regel als Kolonien der Alge *Agagropita*. Sie sind äußerlich dicht von den kugelförmig weiterwachsenden, haarartig verfilzten Vegetationsjäden der Alge bedeckt. Die größten unter ihnen blühen auf mehrjährige Dauer zurück und lassen beim Öffnen eine jahresringartige Schichtung der einander umschließenden Wachstumszonen erkennen, aus deren Bau man die Anzahl der Winter, die eine Wachstumsverzögerung brachten, deutlich ablesen kann.